Das Muttermal.

Volksroman von Xaver Riedl.

(11. Fortsetzung.)

„Was kann es sein?" entgegnete die Kranke ungeduldig. „Nun, setze Dich, wenn es sein muß — nicht so nahe, Kind, — Du erstickst mich! — nun, sprich!"

Es war klar, daß sie nicht eine lange Dauer dieser Zusammenkunft wünschte. Sibyl zog sich etwas zurück und erröthete, sichtlich peinlich berührt.

„Ich denke nicht," begann sie, „daß meine Gegenwart zu Hammerstein etwas zu Ihrem Glücke beiträgt. Ist es nicht so, Mama?"

„Nun was dann?" antwortete Frau Arnstein.

„Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben, ich habe das immer gewußt. Ich möchte fortgehen, Mama, und selbst für mich sorgen!"

Frau Arnstein strich, wie beunruhigt, ihr graues Haar wieder zurück.

„Was meint das thörichte Kind, Rebecca?" rief sie. „Sie will für sich selbst sorgen! Wie?"

„Durch Unterrichtgeben, — in einer Stellung als Gouvernante — oder irgendwie!" antwortete Sibyl.

„Sie ist außer sich!" sagte Frau Arnstein.

„Mama, ich bitte, bitte Sie — lassen Sie mich gehen!" flehte Sibyl. „Ich hasse diesen Ort — ja, in der That! Es mag herzlos klingen, aber — ich liebe auch Sie nicht! Ich würde auch tausendmal glücklicher sein, wenn ich draußen in der Welt für mich arbeiten könnte!"

„Du thörichtes Kind!" kreischte Frau Arnstein. „Dich gehen lassen — es ertragen, daß ich Deinen Anblick verlöre — jetzt? Nein, nein! Niemand erwartet, daß Du mich liebst — man verlangt es auch nicht; aber erwähne diese Sache nie wieder. Du wirst mich nicht verlassen, so lange ich lebe. Das ist Deine Heimath. Wenn ich todt bin, soll für Dich gesorgt werden. Jetzt sei zufrieden! Du hast gar nichts zu thun, weder mit den Arbeiten der Welt, noch mit der Welt selber!"

„Ich werde hier sterben!" rief Sibyl in heftiger Aufregung.

„Pfui! Junge Leute sterben nicht so leicht. Jetzt geh'!" befahl Frau Arnstein; „Du störst mich!"

Während Sibyl nach der Thüre schwankte, sank ihre Mutter auf die Sophakissen zurück.

Rebecca neigte sich über ihre Herrin.

„Sie handelt wie eine Liebeskranke," sagte sie.

Frau Arnstein machte eine Geberde des heftigsten Unmuthes.

„Närrin! Ein Mädchen, das sein ganzes Leben eingeschlossen war."

„Sie hätte nicht so lange fort gelassen werden sollen; ich sagte das seinerzeit," antwortete Rebecca.

„Wenn Du nur wüßtest," rief fast schreiend Frau Arnstein, „wie verhaßt mir ihr Anblick ist, Du würdest das nicht sagen, Rebecca! Jedesmal, wenn sie mich Mama nennt, habe ich ein Gefühl, als ob ich sie mit diesen zwei Händen erwürgen könnte!"

„Bst! Stille!"

Aber Sibyl war bereits die Stiege hinabgeeilt und außer dem Bereiche dieser schrillen Stimme. Rebecca folgte ihr sogleich, und das Mädchen einholend, faßte sie es am Arme.

„Im Vertrauen gesagt," sprach sie, halb aus Furcht, halb aus Entschuldigung, „sie ist Ihnen nicht sehr zugethan, ich gebe das zu, aber da ist Ihr Vater Schuld daran. Was das Arbeiten betrifft, denken Sie nicht mehr daran. Sie ist reich und es quält ihren kranken Kopf, Sie so reden zu hören. Tragen Sie es eine Weile — ein so schwacher Körper kann nicht lange leben — dann werden Sie frei sein!"

Sibyl schien das nur ein schwacher Trost. Sie wanderte in den unteren Zimmern des Hauses umher. Sie waren alle von Sonne und Luft abgeschlossen, und ein moderiger Geruch herrschte in ihnen. Sie sah in die Küche und erblickte eine taube alte Frau von abstoßendem Aussehen, die Geflügel zum Diner herrichtete. Aus der Küche ging sie in den Garten.

Er war traurig genug — vernachlässigt, fast wüst; aber Sibyl fand ihn einladender, als das Haus. Heimchen zirpten in dem langen, ungemähten Grase. Ein verschlungenes Dickicht sah naß und dunkel aus, sogar zur Mittagszeit. Alles war still wie das Grab, nur ein Paar Wandertauben girrten auf der hohen Gartenmauer.

Der Garten hatte zwei Thore, — beide waren verschlossen und mit doppelten Schlössern versehen. Vergebens suchte Sibyl die Mauer zu erklimmen, um darüber zu schauen. Sie wanderte umher, durchnäßte ihr Kleid in dem langen, feuchten Grase, und fand endlich einen gefallenen Baumstamm, auf den sie sich setzte, um auf das Rauschen des Meeres zu hören, das der Gartenmauer sehr nahe war.

„Und ich dachte," so sann sie nach, „daß mir Alles klar werden würde, wenn ich nur einmal hier sei, statt dessen erscheinen mir die Verhältnisse nur noch geheimnißvoller. Oh, komm zurück zu mir, du Vision von dem schönen Antlitz und dem goldenen Haar!"

Rebecca kam nach einer Weile, um sie zum Diner zu rufen.

„Pfui, weg!" rief sie mürrisch: „das ist kein Platz für Sie! Zu viel träumen ist schlecht für Mädchen!"

Aber sobald die monotone Mahlzeit vorüber war, eilte Sibyl zurück in den Garten. Die summenden Insekten waren ihr schon eine Art Gesellschaft. Die Tauben trippelten noch auf der Gartenmauer umher und flogen herab, um sich einige Brodkrumen zu holen, welche sie in das hohe Gras warf. Ueber ihr schimmerte der unendliche Raum von Licht. Sie fühlte, daß die Welt schön sei.

„Aber ich soll hier leben," seufzte sie, „Jahre lang vielleicht, und alt und häßlich werden, wie Rebecca, oder mich zu Tode härmen, was noch besser wäre: und er wird jenes bleiche Frauenzimmer heirathen und mich ganz vergessen — oh, mein Herz, mein Herz!"

Sie drängte die Thränen zurück, die ihr in die Augen traten, obgleich Niemand da war, sie zu sehen. Und während sie saß und sich ihre traurige Zukunft ausmalte, ging die Sonne unter, und der Zenith wurde rosig im Hinschwinden des Tages, und die silberne Mondsichel erschien in dem Purpur des Westens. Sibyl blickte auf und fand den Garten voll zarten, leuchtenden Dämmerscheins, und gleichzeitig hörte sie außen, auf der violettfarbigen See, die regelmäßigen Schläge von Rudern.

Sie fuhr empor. Ihr Herz schlug heftig. Sie stand da wie Hero an dem Altare zu Sestos.

Neue Ruderschläge!

Ein Kiel knirschte in dem Kies des Ufers, dann folgte eine Pause, jetzt hörte sie ein näheres Geräusch und aus dem Schatten des Dickichts trat ein Mann und stand vor ihr.

„Sibyl!" rief Varneck.

Sie bewegte sich nicht, sie sprach nicht. Bleich und mit großen flammenden Augen sah sie auf den Mann, der vor ihr stand, einen beunruhigenden, flehenden Blick auf sie richtend.

„Sibyl, werden Sie nicht zu mir sprechen?"

Er streckte seine Hand aus. Sie legte ihre Hände entschlossen hinter sich.

„Was bringt Herrn von Varneck an diesen Ort?" fragte sie.

„Ich komme," antwortete er, „Ihnen, wenn Sie es mir gestatten, mein früheres Benehmen Ihnen gegenüber zu erklären. Halten Sie mich denn für einen Schurken, Sibyl?"

„Es hat wenig zu bedeuten, was ich denke," antwortete sie, ihr junges Haupt neigend.

Er lächelte bitter.

„Sie zürnen mir,— Sie wollen nicht einmal meine Hand berühren? Ich sage nicht, daß meine Strafe unverdient sei, aber ich bitte, hören Sie mich, Sibyl, ehe Sie mich verdammen."

„O!" rief sie, indem sie mit einer leidenschaftlichen Geberde ihre Arme ausbreitete, „warum kamen Sie wieder in meine Nähe?"

„Was mußten Sie von mir denken, Sibyl? Vor drei Jahren wurde ich mit Henriette Varneck verlobt. Ich liebte sie nicht — sie liebte mich nicht; es sollte eine Convenienz-Heirath werden. Bis ich mit Ihnen zusammentraf, ergab ich mich in mein Geschick. Dann kam die Veränderung über mich, welche mir diese Bande verhaßter machte, als ich es sagen kann. Ich verließ mein Haus am Tage Ihrer Abreise nur, um mich von meiner Verlobung frei zu machen."

Sibyl wurde abwechselnd roth und bleich.

„Und sie?"

„Sie freut sich eines unfreiwilligen Gefangenen — sie verweigert es, mich frei zu geben. Nichtsdestoweniger muß ich sprechen. Sibyl, ich liebe Sie leidenschaftlich! Die Laune keines lebenden Wesens soll mich verhindern, Ihnen das zu sagen — und wäre ich unwiderruflich gebunden, ich müßte dasselbe thun!"

Sie versuchte, ihm mit Würde zu entgegnen.

„Ihre Cousine warnte mich, daß Sie wankelmüthig seien. Sie setzte auch hinzu, daß trotzdem Ihr Herz immer ihr treu bleiben würde."

„Sagte sie das? Liebenswürdige Henriette! Sie weiß sehr wohl, daß sie in meinem Herzen niemals nur das geringste Plätzchen eingenommen. Sibyl! Sibyl! Denken Sie nicht an eine Verlobung, die nie mehr war als ein Schatten!"

Ihr Busen hob sich.

„Und Herr von Varneck — wie können Sie wissen, daß Sie von ihr nicht geliebt werden?"

„Henriette hat sich in ihrem ganzen Leben keiner anderen Liebe schuldig gemacht, als der Selbstliebe," antwortete er.

„Warum weigert sie sich dann, Sie frei zu lassen? Ich habe kein Recht, zwischen sie und ihre Zukunft zu treten — kein Recht, einem Manne anzugehören, der sich mit einer Anderen verlobt, die ihn, ohne Zweifel aus gutem Grunde, nicht aufgeben will."

Er sah verzweifelt und zornig aus.

„Henriette Varneck will mich nicht freilassen, weil sie Sie haßt, mit all' dem Hasse, dessen nur eine Eifersüchtige fähig ist. Mißtrauen Sie mir denn so vollständig? Guter Himmel — und in jener Nacht dachte ich — daß ich darauf schwören könnte, daß Sie mich lieben!"

Sie antwortete nicht. Er zog sie plötzlich auf den Stamm des gefallenen Baumes nieder. Unter der Berührung seiner Hand, unter dem Blick seiner zürnenden und sie doch anbetenden Augen war sie machtlos.

„Sibyl!"

Seine Stimme nahm den sanften, verlockenden Ton der Liebenden an. Er stützte einen Arm auf den Baumstamm, jedoch ohne sie zu berühren; sein Antlitz war so nahe, daß sein Athem ihr Haar bewegte.

„Sibyl, habe ich mich wirklich so vollständig getäuscht, und bei einem Mädchen, das ich für so wahr hielt?"

Purpur überzog ihre Wangen.

„Sprechen Sie zu mir," flehte er, und sein Mund kam dem ihrigen näher und näher, „sprechen Sie, Sibyl, zu mir — Ihrem Geliebten! Lieben Sie mich?"

„Sie sind nicht mein Geliebter," stammelte sie. „Ich will Sie nicht hören, — warum fragen Sie mich, wenn Sie wissen, — ach, wenn Sie es bereits wissen!"

Schweigen — beredt und athemlos.

„Und Sie flohen ohne ein Wort!" murmelte er. „Hatten Sie keinen Glauben an mich? Wie müssen Sie mich gehaßt haben in Ihrem Herzen! Sind Sie glücklich hier mit Ihrer Mutter? Zwei Tage hindurch habe ich vergebens hier an alle Thore geklopft. Endlich nahm ich ein Boot, um zu recognosciren, und dabei fand ich eine etwas zugänglichere Stelle der Mauer. Sagen Sie mir Alles, was Ihnen geschah, seit wir schieden, Sibyl!"

Sie gehorchte. Er schien sie unter Mißbilligung anzuhören.

„Und Sie sollen immer so fortleben, eingeschlossen mit einer wahnsinnigen Mutter, welche sich nicht um Sie kümmert? Sibyl, wenn Henriette Varneck mich nicht freigeben will, so muß ich mich selber befreien. Es gibt einen Weg, auf dem es sogleich geschehen kann — das ist die Heirath mit Ihnen!"

Sie schüttelte stolz ihr Haupt.

„Unmöglich!"

„Stille! Ich habe ein Boot jenseits der Mauer. Die Stadt ist nur eine Meile entfernt; eine kurze Fahrt und wir sind dort und dann — dann ein Lebewohl der andern Welt."

Sie würde sich von ihm zurückgezogen haben, aber sein Arm umschlang sie rasch und hielt sie fest.

„Nein," antwortete Varneck; „niemals wieder! Sie können nicht begreifen, wie ich Sie vermißte — Sie wissen nicht, wie trostlos und leer mein Leben wäre ohne Sie! Ich kann es nicht ertragen. Wenn Sie Ihr eigenes Glück wollen — wenn Sie nur im Geringsten das meine wollen, dann, Geliebte, kommen Sie!"

Thränen sammelten sich langsam in ihren großen, stolzen Augen.

„Wie grausam Sie sind!" sagte sie; „wie grausam, mich so zu versuchen! Nein! O nein!"

Er betrachtete sie mit vorwurfsvoller Miene.

„Dann ist Ihr Stolz stärker, als Ihre Liebe!"

„Damit und bei Henriettens Bosheit sehe ich, daß ich Sie verlieren werde. Sie verlieren? Nein! Nein! Nein! Ich kann es nicht, soll ich leben!"

Und ehe sie an einen Widerstand denken konnte, hob er sie von dem gefallenen Baume auf, und zog sie mit blinder, unwiderstehlicher Gewalt mit sich fort.

„Sie müssen — Sie werden kommen!" rief er ungestüm. „Sie sind mein — Sie haben es zugestanden. Blicken Sie nicht zurück. Sie haben viel vor sich und so wenig hinter sich."

Aber es gelang ihr doch, sich jetzt mit einem Schrei von ihm loszuringen.

„Nein, nein! Ich will nicht mit Ihnen gehen! Lassen Sie mich: Aus Mitleid lassen Sie mich!"

„Mitleid! Welches Mitleid haben Sie für mich, daß Sie mich so zum Aeußersten treiben? Sibyl! Sibyl! Wenn Sie mich nur im Geringsten lieben, kommen Sie!"

Er erfaßte sie an ihrem Kleide, während sie sich zurückzog, bleich, zitternd und flehend. Jetzt ließen sich eilende Schritte vernehmen. Hinter einigen Sträuchern erschien Rebecca und sah auf das Mädchen, das in athemloser Erregung dastand — sie sah auf den großen, schönen Mann an ihrer Seite. Einen Moment schwieg sie, dann rief Rebecca mit ihrer trockenen harten Stimme:

„Fräulein Sibyl, der Thau fällt — es ist Zeit, in's Haus zu gehen!"

„Gehen Sie!" flüsterte Sibyl hastig, „es ist die Krankenwärterin meiner Mutter."

Varnecks Gesicht drückte Schmerz und Verzweiflung aus.

„Gute Nacht!" sagte sie, ihm ihre Hand reichend.

Er nahm sie, drückte sie und führte sie an seine Lippen.

„Und wann soll ich Sie wiedersehen?" stöhnte er.

„Wie kann ich es sagen?" antwortete sie mit bebendem Munde.

Und vor Rebeccas Augen küßte er sie jetzt auf ihre zuckenden Lippen, und dann riß sie sich los und eilte Rebecca nach.

Als die Beiden das Haus erreichten, wendete sich Sibyl mit den dunklen leuchtenden Augen zu ihrer Begleiterin.

„Rebecca," begann sie, bei jedem Worte nach Athem ringend, „Sie kennen meine Mutter so gut, — sagen Sie mir, — denken Sie, sie würde froh sein, mich Einem zu geben, der — mich liebt, wenn dieser Mann — bei ihr um mich anhielte?"

„Kurz und gut," sagte Rebecca trocken, „Sie meinen, ob Ihre Mutter Sie heirathen lassen würde?"

„Ja."

„Dann sage ich Ihnen freimüthig, Miß Sibyl, sie würde Sie eher todt sehen wollen!"

18. Capitel.

„Schlaf', Kindchen, schlaf'!
Dein Väterchen hütet die Schaf',
Die Mutter schüttelt den Apfelbaum,
Und nieder zu Dir kömmt ein schöner Traum—
Schlaf', Kindchen, schlaf'!

Schlaf', Kindchen, schlaf'!
Die großen Sterne, das sind die Schaf',
Die kleinen sind Lämmchen, sanft und fromm,
Der Mond sieht als Schäfer am Himmelsdom—
Schlaf', Kindchen, schlaf'!"

Die Sonne, ein Ball von purpurnem Feuer, war hinter die Apfelbäume geschlüpft. Es war Zeit für den Doktor zu kommen, und die Frau in Schwarz, mit einer Näherei auf den Knieen und ihre Hände darüber gefaltet, saß unter einer Geisblatt-Rebe und sang mit einer träumerischen Stimme dieses Wiegenlied. Neben ihr, die Mücken mit seinem hin und her geschwenkten Hute verscheuchend, und den Sonnenuntergang von dem bescheidenen Gemüsegarten des Doktors aus betrachtend, saß Herr Trent, und sah nicht schlechter aus nach seinem Unfalle in der vorhergegangenen Nacht.

„Eine eigenthümliche Manie," sagte er, auf seine Gefährtin blickend, „ein solches Liedchen zu singen, mit leeren Armen." Sie holte tief Athem.

„Das war das Wiegenlied für mein Kindchen," antwortete sie einfach.

„Wirklich!" entgegnete Trent, hinter seinem Hute. „Ich schloß aus Ihrem Kleide, daß Sie einen Verlust erlitten."

Grübchen nahm ihre Näherei auf und begann, sie zusammen zu legen.

„Es ist sehr traurig, Kinder zu begraben," bemerkte der Advokat, in einem Tone, als ob er selbst schon öfter das Geschick gehabt hätte.

„Ich kann es mir wohl denken," antwortete Grübchen.

Herr Trent war seit vierundzwanzig Stunden im Hause, und diese Zeit war für ihn lange genug gewesen, um zu entdecken, daß der Herr Doktor und seine Gattin merkwürdige Leute seien, und das weckte seine Neugier. „Sie trauern also um ein Kind?" sagte er.

„Um ein einzig geliebtes Kind," antwortete sie, und erhob sich, um zu gehen, „aber es ist nicht todt, sondern wurde uns vor vielen Jahren gestohlen."

Trents Miene drückte plötzlich ein sehr lebhaftes Interesse aus.

„Ist es möglich? Ach, gehen Sie nicht, ich bitte Sie; es ist ja noch nichts zu sehen vom Doktor. — Ein Kind gestohlen? Wie romantisch! Wie ward es gestohlen und von wem?"

Grübchen, von diesem ersten Interesse gerührt, nahm wieder ihren Sitz ein. Sie sah hinaus auf die leere Straße und dann auf ihren Gast.

„Der Verlust meines Herzchens ist kein Geheimniß," sagte sie, „aber es ist eine andere Geschichte damit verflochten — eine sehr seltsame Geschichte, und ich bin nicht gewiß, ob es Philipp gerne hat, wenn ich sie einem Fremden erzähle."

„O, dann thun Sie es nicht!" rief Trent höflich; „sagen Sie mir nichts, was Sie selbst betrifft. Sie nennen mich einen Fremden. Ich war wirklich anmaßend! Aber obwohl ich erst einen Tag und eine Nacht unter Ihrem Dache bin, wurde mir bei Ihrer Güte zu Muthe, als wären wir alte Freunde." Grübchen sann nach.

„Es ist sehr gut, daß Sie das sagen. Gäste sind so selten in unserm Hause, denn Philipp und ich sind ganz allein da in der Welt. Unser Kind ward uns durch eine Frau gestohlen — durch eine wahnsinnige Frau, wie Philipp sagt; er kann gar nicht gluben, daß es anders möglich sei — sie schreibt uns jährlich einen traurigen Brief, aus dem wir nur entnehmen, daß unser Kind noch lebt, aber nicht mehr; und sie verlangt von uns eine Rückerstattung, die zu geben, uns ganz unmöglich ist."

Trent sah bestürzt aus. „Ich verstehe Sie wahrhaft nicht im Geringsten," sagte er.

Sie flocht einen Zweig von Geisblatt um ihre Hand.

„Ich denke wohl, daß ich vom Anfange beginnen muß," sagte sie nachdenklich. „Es ist eine Geschichte, wie Sie eine gleiche nicht sobald wieder hören werden. Vor achtzehn Jahren wurde der Doktor des Nachts zu einer Dame gerufen, die plötzlich erkrankt war auf der Reise. Sie lag in einem Hause zwei Meilen von da, an der Straße am Meeresufer, das einen Steinwurf von der Küste steht.

Und nun wiederholte Grübchen die ganze Geschichte, während Trent dasaß und ruhig die Mücken von sich abwehrte, und endlich brachte sie das Päckchen Briefe aus dem Schreibpulte und den Ring, der unter Frau Christophs Heerde gefunden worden war.

„Die Anstrengungen, die wir machten, um unsere Peiniger zu entdecken," sagte sie, „der Kummer, den wir trugen, die Qualen wechselnder Hoffnung und Verzweiflung, das läßt sich nicht schildern; und doch ist Herzchen heute für uns noch gerade so verloren, wie vor siebzehn Jahren." Herr Trent öffnete und las die Briefe, einen nach dem andern. Ihre Gleichheit schien ihn nicht im Geringsten zu ermüden. Er nahm den Ring und betrachtete ihn mit der Miene eines Kenners.

„Ein sehr kostbares und elegantes Juwel," bemerkte er. „Ihre Feinde sind augenscheinlich Leute von Reichthum und höherer gesellschaftlicher Stellung. Es klingt wie ein Roman und nach Art des letzteren hoffe ich, Frau Walter, daß Ihnen Ihre Tochter noch gesund und wohlbewalten zurückgestellt werden wird."

„Wie," seufzte Grübchen, „könnten wir denn jemals dieser grausamen Frau ihr Kind zurückgeben, wenn wir nichts davon wissen?" Trent betrachtete sie, während sie dastand, wie die leidende Madonna, in ihrem schwarzen Kleide und das Antlitz von der Sonne beleuchtet.

„Und Sie und Ihr guter Doktor," sagte er, „haben es die ganze Zeit ertragen, da in dem Hause zu leben, in welchem Sie diesen Verlust erlitten?"

„Philipp ist arm," antwortete sie; „er konnte mich nicht von hier fortnehmen."

Trent sah nachdenklich vor sich in's Blaue.

„Er scheint ein Mann zu sein, der für eine höhere Sphäre als seine gegenwärtige geeignet wäre. Wenig Menschen erreichen die Stellung, die ihrer Begabung zukäme. Die Welt ist ein Spielzeug des Zufalls. Ja! Er muß harte Zeiten gehabt haben, hier unter diesen rohen Leuten der Küste. Sterben denn diese Leute auch?" Sie sah etwas verwirrt aus.

„Philipp ist es ganz zufrieden, arm zu bleiben. Ich seufzte sonst manchmal nach Reichthum, aber nur seinetwegen, weil er immer so ermüdet und überangestrengt aussah; aber seit Herzchens Verlust — nun, seither sprach ich nie wieder davon."

„O, diese Frauen!" dachte Herr Trent, „ihr Herz kennt nur eines — Liebe zu dem Geliebten, oder Gatten, oder Kind; aber immer und immer — Liebe!"

Man hörte die Thüre des Hauses öffnen. Der Doktor kam in den Garten. Sein ernstes Gesicht erheiterte sich bei dem Anblick seiner Gattin.

„Ich fürchte, Sie werden es hier ziemlich einsam finden?" sagte er zu seinem Gaste.

„Im Gegentheile," antwortete Trent, „ich habe mich sehr gut unterhalten. Ihre liebenswürdige Gattin hat mir soeben die Geschichte von dem Verluste Ihrer Tochter erzählt."

Doktor Walter wurde sehr ernst.

„Wir sprechen selten davon," sagte er. „Unsere Sorge ist so alt, daß Sie aufgehört hat, für Andere ein Interesse zu haben. Kommen Sie; der Thee wartet, — lassen Sie uns hineingehen."

Es war ein gedankenvolles und schweigsames Trio, das sich an diesem Sommerabende um Grübchens Theetisch sammelte. Der Doktor fragte freundlichst um Trents Befinden.

„Ich danke," antwortete der Advokat, „ich fühle mich so weit hergestellt, daß ich hoffe, mit dem nächsten Zuge zu reisen, obgleich ich gestehe, daß ich es nur zögernd thun kann."

Doktor Walter bat ihn höflich, zu bleiben, aber der Advokat lehnte es ab.

„Ich hatte ein kleines Geschäft in der Stadt," sagte er, „aber das hat jetzt nichts zu bedeuten. Dürfte ich Sie wohl bemühen, mit mir bis zu der Station zu gehen, Doktor?"

„Gewiß" antwortete der Arzt.

Man erhob sich vom Theetische. Trent verabschiedete sich von Grübchen, welche ihnen bis in den Vorgarten folgte. Hier zündete sich Trent eine Cigarre an, nahm den Arm des Doktors und fort ging es im Mondlicht.

„Wie süß Ihre Gartenbeete duften bei Nacht," sagte Trent, indem er den Blumengeruch einsog. „Sind wir außer der Hörweite Ihrer lieben Gattin? Bitte, nicht zu hastig. Der Zug geht vor fünfzehn Minuten nicht ab, und ich habe Ihnen etwas ganz Besonderes zu sagen."

„Wirklich?" sagte Doktor Walter.

Herr Trent richtete seine Augen nach dem Monde empor. Seine Cigarre ging aus, aber er sog fort daran, ohne es zu merken. Sie ließen das Haus hinter sich und gingen langsam gegen die Station zu. Plötzlich hielt Trent an und legte seine Hand auf die Schulter des Doktors. Die Beiden standen Aug' in Aug' — der hübsche, stolze Advokat und der mürrische Doktor, gealtert, grau vor der Zeit. „Doktor Philipp Walter," sagte Trent, „ich wußte es seit lange, daß irgendwo auf Erden eine Person existire, die für mich von unberechenbarem Werthe sein könnte. Ich habe mich außerordentlich gesehnt, ihr in's Angesicht zu blicken, und endlich ist mein Wunsch erfüllt, denn — Sie sind der Mann!"

* * *

Grübchen stand am Fenster und betrachtete die zwei Gestalten, die jetzt auf der Straße verschwanden. Sie schienen in einem sehr eifrigen Gespräche zu sein.

„Herr Trent wird zu spät kommen zum Zuge," dachte sie in weiblicher Nervosität. „Was kann er denn nur zu sagen haben, das Philipp so lebhaft interessirt?"

Nach einiger Zeit kehrte ihr Gatte zurück. Sie eilte ihm entgegen. „Philipp," rief sie, „mein Theurer, wie seltsam siehst Du aus? Was hat dir Dr. Trent gesagt?" Er küßte sie.

„Nichts, Grübchen — nichts, das Du im Geringsten verstehen könntest."

„Wie blaß Du bist!"

„Blaß? Unsinn! Das ist das Mondlicht!"

Und sein Gesicht von dem ihrigen abwendend, zog er sie zurück in das Haus.

19. Capitel.

Paulette eilte nach ihrem Zimmer und warf ihre durchnäßten Kleider ab. Ihre großen Augen leuchteten, ihr schönes kleines Antlitz strahlte von der Verklärung, die auf das Antlitz jeder Frau kommt, welche — liebt. Sie sah neugierig auf ihr Abbild im Spiegel.

„Und das ist die große, große Leidenschaft, von der ich so viel gehört habe?" dachte sie. „Weiß ich denn endlich wirklich, was Lieben ist?" Ihre eigenen Augen antworteten ihr. Sie erröthete nicht, lächelte nicht, wie andere Frauen, sondern sank plötzlich auf ihre Kniee, wie von Ehrfurcht ergriffen vor der Größe des Gefühls, das in ihr Herz eingezogen war, und streckte ihre Arme aus in die wesenlose Luft.

„Wie glücklich — wie glücklich bin ich!" murmelte sie. „Sollte ich ihm Alles sagen? Nein, nein! Ich könnte niemals vor ihm diese schmähliche Geschichte wiederholen! Ich würde lieber sterben, als nur den geringsten Theil seiner Liebe verlieren! Bin ich schlechter als Andere? Gibt es nicht viele Frauen, die ihr Leben lang Geheimnisse haben und sie bewahren, zu ihrem Besten wie zu dem Glücke derer, die sie lieben?"

„O Gott! Streiche die Vergangenheit aus meinem Herzen und aus meinem Gedächtnisse!" Da klopfte er leise an der Thüre. Paulette erhob sich hastig und öffnete. Auf der Schwelle stand Hilda.

„Der General bittet Sie, hinabzukommen," sagte sie süßlich. „Darf ich Ihnen zu Ihrem neuen Glücke gratuliren? Ich weiß, daß es uns Allen große Freude macht."

„Ich danke," antwortete Paulette kalt, obgleich sie tief erröthete. „Welcher Vogel hat Ihnen denn die Neuigkeit so rasch zugetragen?"

„Sie müssen da Arthurs Eifer tadeln," sagte Hilda lebhaft. „Nun werden Sie die künftige Herrin von Weißenthurn! Wie angenehm! Der General denkt so hoch von einer guten Heirath — von einem fleckenlosen Namen! Darf ich ihm sagen, daß Sie bald kommen werden? Gewiß!" Und sie huschte fort, wie eine Fledermaus, die Stiege hinab. Paulette kleidete sich hastig und folgte ihr in großer Aufregung. In der Halle unten wartete eine große dunkle Gestalt. Als diese das Rauschen des Kleides hörte, eilte sie Paulette entgegen. Es war ein Mann, es war Arthur.

„Einen Moment noch allein," flüsterte er und zog sie hinaus auf den mit Weinreben umzogenen Platz. Sein Gesicht leuchtete. Er blickte bewegt auf sie.

„Ich denke," fragte er, „daß Sie sich mit Ihrem Herzen berathen haben. Ich bitte, was ist das Resultat? Sind Sie ganz überzeugt, daß Sie mich lieben?"

„Ganz," antwortete sie.

Er neigte sich und sah in ihre Augen. Das Roth ihrer Wangen hob sich bis in ihre Schläfen.

„Kennen Sie sich selbst, Geliebte," sagte er ernst; „täuschen Sie mich nicht? Lieben Sie mich, wie ich Sie liebe — mehr als das Leben, mehr als Alles unter der Sonne?" Die Leidenschaft in seiner Stimme schien sie zu erschrecken. Sie wankte.

„Ja! Ja!" antwortete sie. „Können Sie mehr verlangen?"

„Lieben Sie mich mehr, als Sie je irgend einen Anderen liebten, mein kostbares Kleinod?"

„Ich habe niemals einen Anderen geliebt, Arthur," antwortete sie. „Warum fragen Sie so?"

„Weil," rief er stürmisch, „mein Glück mir zu vollkommen scheint, als daß ich noch an seine Wirklichkeit unbedingt glauben kann. Ich kann es noch nicht ganz glauben. Verzeihen Sie mir den Zweifel. Dort kommt der Genral unser bester Freund. Lassen Sie uns ihm entgegengehen." Jetzt hob er in dem duftigen Schatten der Schlinggewächse ihr Antlitz etwas und drückte ihr rasch und leidenschaftlich den ersten Kuß auf die schwellenden Lippen. Im nächsten Momente erschien die Löwenstirne des Generals in dem Thorweg. Wie ernst waren die Gesichter dieser zwei Männer, wie gleich im Ausdrucke von Stolz und Kraft. Mit einem Male fühlte Paulette, wie ihr das Herz im Busen zagte. Der General nahm ihre kleinen weißen Hände in die seinen. Seine Augen blickten sie unter den gebleichten Brauen hervor zärtlich an.

„Meine kleine Polly!" rief er, „dies ist eine der glücklichsten Stunden meines Lebens! So ist es, wie ich es vorhergesagt. Arthur hat sich als ein glücklicher Freier erprobt, denke ich!"

Sie warf ihr liebliches Haupt lächelnd zurück.

Er nahm ihre Hand und führte sie stolz unter sein Dach, hinein zwischen den grinsenden erstaunten Dienern, — hinein zu Hilda, welche die künftige Schloßherrin mit stillem Grimme empfing. Die Freude des Generals schien Galle und Wermuth für sie zu sein.

„Es fehlt nur noch eine Woche bis zu meinem Geburtstage," sagte sie mürrisch, als sie Abends mit einander im Salon saßen; „und Sie haben sich dessen immer erinnert, bis auf dieses Jahr. Wir sprachen nun einmal von einem Maskenball; aber natürlich, der ist jetzt außer Frage. Es kann Niemand mehr von Ihnen verlangen, daß Sie an mich denken, wenn Ihre Mündel da ist."

„Seien Sie keine Närrin, Hilda," antwortete der Genral, „Sie sollen Ihren Ball haben und was Sie sonst wollen können. Warum doch nur die Frauenzimmer so abscheulich eifersüchtig auf einander sind? Ich möchte den Mann kennen, der mit Ihnen unter einem Dache lebt und nicht ebenso denken muß."

Hilda neigte ihren Kopf vorwärts und sah Paulette und ihren Geliebten an einem Fenster am Ende des Salons und mit blitzenden Augen wendete sie sich wieder dem General zu.

„Ich sehe, daß Sie mit Arthurs Wahl sehr zufrieden sind. Das zu verstehen, geht natürlich über meinen Horizont. Ich setzte niemals voraus, daß General Weißenthurn würde zur Gattin seines Erben — des Letzten vom Stamme — eine gewöhnliche Schauspielerin, ein Geschöpf vom Theater wählen!"

Der General schnellte vom Stuhle empor und sah sie wüthend an.

„Woher wissen Sie das?" brach er los.

„Was thut's!" antwortete sie trotzig, „wenn ich es nur weiß."

„Ihre hübsche Mündel wurde von der Straße aufgelesen, oder vielmehr aus einem Schauspiel im Norden, was eben so viel sagen will. Eine bezaubernde Gattin, in der That, für den letzten männlichen Sprößling Ihres Geschlechtes!"

„Zum Henker, Hilda!" rief der General; „was meinen Sie denn mit diesem Teufelsgewäsche? Aber ich will Sie nicht anhören! Ich verbiete Ihnen, je wieder in dieser Weise von dem Kinde zu sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

— Die reiche Ehefrau (seufzend): Wer wird nach mir noch fragen, wenn ich nicht mehr sein werde? — Ihr sehr abhängiger Mann: Das weiß ich nicht, aber wer nach mir fragen wird, das weiß ich: der Sheriff!

— „Bitte, liebe Frau, gebt mir etwas zu essen, ich bin furchtbar hungrig", sagte ein Landstreicher in kläglichem Tone zu einer Frau, die mit geröthetem Gesichte am Waschzuber stand und emsig wusch. — „Ich füttere keine Vagabunden", lautete die brüske Antwort. — „Keine beleidigenden Ausdrücke, wenn ich bitten darf," bemerkte der Tramp in warnendem Tone, „oder ich versalze Euch zur Strafe den Waschtag. Ich bin nämlich professioneller Regenmacher!"

Kuriosa aus dem Berliner Gerichtssaal.

Auf der Jagd nach einem Mörder. Da sehen Sie nun, in welche Verlegenheiten Sie durch Ihre merkwürdige Passion, den freiwilligen Detektiv zu spielen, gekommen sind! — wendet sich der Vorsitzende an den Barbier Max H., der sich wegen Körperverletzung zu verantworten hat. Ueberlassen Sie doch die Ermittelung von Mördern der Polizei und gehen Sie lieber Ihrem Geschäft nach.

Angeklagter: Da habe ick denn doch zu viel Bürger- un polizeilichen Spürsinn schon von Jroßvatern her, der in Landsberg als Stadtsergeant in die Polizeibranche eine jeachtete Stelle einnahm, als det ick die Behörde, wo ick sehe, det se in die Patsche sitzt un nich weiter kann, da ruhig sitzen lassen sollte. Ne, Herr Jerichtshof! In solche Fälle, wo det Vaterland ruft....

Vorsitzender: Ach was, das Vaterland hat Sie gar nicht gerufen und mit Ihrem polizeilichen Spürsinn scheint es nicht weit her zu sein, sonst hätten Sie nicht einen ganz harmlosen jungen Menschen unter der ungeheuerlichen Beschuldigung, er sei der Mörder der Postschaffnersfrau Wende, festgehalten.

Angeklagter: Herr Jerichtshof, wo ick doch die janz jenaue Nationalbeschreibung von den Mann, wo man Verdacht druf hat, in mein Notizbuch hatte! Un da soll ick nu nich zujreifen, wenn mir so'n Mosjöh in die Hände läuft, wo Allens uff ihn klappt: Neese, Oogen, Schnurrbart....

Vorsitzender: Sie sehen aber, daß Sie sich doch getäuscht haben.

Angekl.: Dafor kann ick doch nischt, wenn der Mann et nich jedahn hat, obwohl er et jedahn haben müßte von wejen seine Nationalbeschreibung un sonstige Kennzeichen, wo er mir doch sagte, det er schonst fünfzehn Jahre im Zuchthause jesessen hat.

Vors.: Da sieht man, wie wenig Ueberlegung Sie haben. Der Schneider T., den Sie festgenommen haben, ist 24 Jahre alt, er hätte also schon mit neun Jahren in's Zuchthaus gekommen sein müssen.

Angekl.: Herr Jerichtshof, da hätte ick doch ooch nischt vor jekonnt, wenn er schon in so'n zartet Alter so 'ne rüdige Bolle jewesen wäre, un wat'n Haken werden will, det krimmt sich schon in seiner ersten Jugendbliethe.

Vors.: Lassen wir das jetzt. Sie können doch nicht bestreiten, den Zeugen H. mißhandelt zu haben?

Angekl.: Herr Jerichtshof, wat soll ick da anders duhn, wenn ick so schwer beleidigt werde, det er mir als Inbrecher bezeichnet?

Vors.: Wir werden den Zeugen vernehmen.

Der Schneidergeselle T., ein schmächtiger junger Mann, erzählt Folgendes: Ick saß in eenem Local an die Schönhauser Allee bei Pankow un trank eene Weiße, da kam der Herr da, setzte sich zu mir an'n Tisch un fing een Jespräch mit mir an. Wohl ooch Schuster? fragte er nach 'ne Weile.—Nee, sagte ick, blos Schneider.—Ick meene, sagte er dann, det Du woll ooch zu die Zunft jehörest? Nur immer 'raus mit die Sprache, Jungeken, ick hab' ja ooch schon zehn Jahre in Sonnenburg abjebrummt. — Na, det is ja 'ne nette Nummer, dachte ick, uf so'n ollen Zuchthäusler mußt Du man 'n ufmerksamet Ooge halten, da jibt et vielleicht noch 'n Finderlohn zu verdienen....

Angekl. (einfallend): Ick wollte ihm man blos Vertrauen zu meine Person einflößen, deshalb jab ick mir als Zuchthäusler aus. (Heiterkeit.)

Zeuge: Ick ja ooch, ick wollte ooch sein Vertrauen jewinnen un deshalb jing ick uf den Ton in un sagte, na ja, sagte ick, wenn er mir denn doch schon erkannt hätte, denn wollte ick nich weiter streiten un ick freite mir, so'n ollen Kameraden kennen zu lernen, un er sollte mir man ruhig un vertrauensvoll seine Jeschichte erzählen, wie er eejentlich in die Carriere rinjekommen is. Meine Absicht war die, det ick ihn in eene Falle locken, nach die Stadt bringen un bei die Polizei als jefährlichet Indifidibum abliefern wollte.

Angekl.: Herr Jerichtshof, ick bitte, det war meine Absicht, det is so'n oller Polizeikniff von mir, wo die Herrn von die Criminalpolizei wat von lernen kennen.

Zeuge: Kurz un jut, er erzählte mir die dollsten Zicken — wie er mal in die Reichsbank injebrochen wäre, un wie er ooch mal Eenen abjemurkst hätte.

Angekl.: Det war 'n feiner Schachzug von mir, da wollte ick ihm 'n Jeständniß ablocken.

Zeuge: Ick erzählte ihm denn ooch allerhand lujenhafte Abenteier un da kam er denn plötzlich uf die Frage, ob ick nich ooch schon so'n bischen mit'n Revolver jespielt hätte, ick käme ihm in diese Hinsicht so sehr vertrauenswürdig vor. Na, det jing mir doch über die Hutschnur, ick sagte nee, dafor müßte ick danken, ick hätte mir nur in schwere Einbrüche versucht. Nu schlug er vor, wir sollten zusammen zur Stadt jehen, da wollte er mir mit einige Collejen bekannt machen. Wir jingen denn ooch, un wie ick 'n Schutzmann sehe, da rufe ick ihm, um damit er den Mann uf die Wache bringt. In diesen Oogenblick fällt der Anjeklagte über mir her un vertobackt mir in eene Weise, det et schon jar nich mehr schön war. Uf der Wache stellte sich denn 'raus, det wir Beede janz ehrliche Leute waren, un da lachten se denn Alle, un de Wachtmeester meente, den Herrn da, wat der Anjeklagte is, den kennten se schon, der machte immer so 'ne Zicken.

Der Angeklagte wird zu einer Geldstrafe von dreißig Mark verurtheilt.

— Stilblüthe. — Er gehörte zu jenen begnadeten Naturen, die es verstehen, den gewöhnlichen Sterblichen die trockene Semmel des Lebens mit dem Caviar des Humors zu versüßen."

— Es ist besser, ein altes Kind als ein junger Greis zu sein.